

Ärzte und Wundärzte, Chirurgenzunft und medizinische Fakultät in Basel

Autor(en): Gustav Steiner

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1954

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/e00cfae0-a022-4c34-84df-d99bd339f10d>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aerzte und Wundärzte, Chirurgenzunft und medizinische Fakultät in Basel

Von Gustav Steiner

Im Verlauf von zunft- und medizingeschichtlichen Studien ist mir immer mehr zum Bewußtsein gekommen, wie schwierig es ist, über das Heilwesen in den zurückliegenden Jahrhunderten eine klare Vorstellung zu gewinnen. Die Ausübung ärztlicher Hilfe in irgendeiner Form, durch Kenner und Pfuscher, war im frühen Mittelalter an keine Ordnung gebunden. Das «arznen» galt als freie Kunst. Erst durch die zünftige Organisation der Scherer erhielt der künftige Wundarzt eine praktische Ausbildung, und an den medizinischen Fakultäten erwarben sich die Doctores ihr Wissen. Daneben aber trieben Kurpfuscher und Vetteln auch weiterhin ihr Unwesen.

Das wurde nicht viel anders, als in Basel selbst eine Universität und eine, wenn auch äußerst bescheidene, medizinische Fakultät eingerichtet wurde. Die Zunft war um zwei bis drei Jahrhunderte älter als die Fakultät. Sie hatte bereits ihre Gesetze und Ordnungen, und da sie als politische Körperschaft am Regiment teilnahm, besaß sie die Möglichkeit, auf die Ordnung des gesamten städtischen Heilwesens einzuwirken. Man sollte nun annehmen, daß die Fakultät und die Zunft in enger Verbindung und in Zusammenarbeit das Studium und die Ausübung der Medizin von einem einzigen Gesichtspunkt aus gefördert hätten. Das war nicht der Fall. Chirurgie heißt wörtlich übersetzt: Handwerk. Der Scherer, der zünftische Chirurg, war Handwerker. Diesen Handwerker konnte der studierte Arzt nicht entbehren. Aber er fühlte sich durch sein akademisches Studium und in seinem ganzen, durch die Regeln vorgeschriebenen Gehaben ihm überlegen. Was die zünftigen Wundärzte, die Scherer oder Chirurgen, von den studierten,

den graduierten Aerzten unterschied, war stärker als das, was sie verband. Die Wundärzte waren schon rein zahlenmäßig überlegen. Sie waren die Gebrauchsärzte. Die Graduierten, die Doctores, wurden schon von den Römern als «Buchärzte» bezeichnet, weil sie ihr Wissen aus Büchern bezogen, und vom Volk wurden sie damals und auch bei uns Maulärzte genannt, weil sie nicht Hand anlegten.

Die Medizinische Fakultät in Basel nahm im Universitätskörper eine sehr untergeordnete Stellung ein. In der Stiftungsbulle wurde sie nicht einmal ausdrücklich erwähnt. «In der Tat», so schreibt Albrecht Burckhardt, «war ja die damalige Medizin keine Wissenschaft: von ihren klassischen Autoren Hippokrates und Galen kannte man nur einige kleinere Schriften..., auch die Werke der arabischen Gelehrten standen nur bruchstückweise und entstellt zur Verfügung.» Neue eigene Beobachtungen und Untersuchungen wurden nicht gemacht. Die Anatomie war unbekannt, die Chirurgie standesunwürdig.

Man kann sich die Gegensätzlichkeit nicht streng genug vorstellen. Allerdings wurde sie von einzelnen überlegenen Medizinern, wie Felix Platter, durchbrochen. Die Professoren hielten in Basel daran fest, daß die philologische Behandlung und Auslegung der Autoren, die Lektüre der griechischen Schriftsteller wie Hippokrates – in lateinischer Uebersetzung – die Grundlage des medizinischen Studiums bilden müsse. Es waren stets nur Einzelne, die auf die Notwendigkeit anatomischen Unterrichts am menschlichen Körper hinwiesen.

Seit 1460, seit der Gründung der Universität, bestanden in Basel zwei Korporationen nebeneinander: die *Medizinische Fakultät*, zu der auch sämtliche Doctores der Stadt gehörten, und die *Zunft*, deren Handwerk, d. h. die Chirurgie, von den studierten Aerzten (die sich auf die innere Medizin beschränkten) gering geachtet wurde. Das Heilwesen, innere Medizin und Chirurgie, war also zwei verschiedenen Körperschaften anvertraut. Was im Altertum *eine einzige Wissenschaft war*, das war im Mittelalter aufgelöst als innere Medizin und als Chirurgie. Und nun brauchte es Jahrhunderte, bis an den Universitäten die Abneigung gegen Anatomie am Menschen und

gegen Chirurgie und gegen Standesdünkel überwunden wurden, und bis – von der Wundarznei her – der theoretischen Ausbildung neben der rein praktischen, dem wissenschaftlichen Studium eine größere Bedeutung zugemessen wurde. Die Universität konnte sich auf die Dauer der praktischen Aufgabe nicht entziehen. Anatomie und Chirurgie mußten in ihr Pensum aufgenommen werden. Die Einheit der medizinischen Wissenschaft, die verlorengegangen war, wurde wiederhergestellt. Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein wahrte sich die Zunft das Recht, den angehenden Meister zu examinieren. Von da an war es die Fakultät allein, die den künftigen Mediziner auch in der Chirurgie ausbildete.

In unserer Darstellung, die über eine Skizzierung nicht hinausgehen kann, soll das Nebeneinander der beiden Körperschaften, aber auch die schließliche Zusammenfassung der medizinischen Ausbildung dargestellt werden.

Die Geschichte der Fakultät ist, um nur zwei der wichtigsten Werke zu nennen, vorbildlich von Albrecht Burckhardt geschrieben und nun durch das Buch von Werner Kolb über den anatomischen Unterricht ergänzt und durch urkundliche Hinweise bereichert worden¹. Die Schilderung der zünftischen Wundarznei fehlt. Ich schöpfe aus den Originalakten der Zunft zum goldenen Stern. Das Tätigkeitsgebiet der Scherer kann aber nur gestreift werden. Es scheint gering neben der Fakultät, ist es aber nicht. Ohne die Scherer, die Chirurgen, wäre das damalige städtische Heilwesen undenkbar. Der Einfluß der Fakultät war sehr begrenzt, besaß sie doch anfänglich einen einzigen Lehrstuhl und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein nie mehr als drei Professuren. Im folgenden soll an ein paar Beispielen gezeigt werden, was nicht nur getrennt, sondern auch verbunden hat und was die Wissenschaft der einen wie der andern Korporation durch einzelne Persönlichkeiten verdankt, nicht zuletzt zur Wiederherstellung der medizinischen Einheit.

¹ Sowohl bei Burckhardt als bei Kolb ist die Literatur sorgfältig zusammengestellt.

Wundärzte gab es zu allen Zeiten. Wann sie sich in Basel mit den Badern und Malern, den Sattlern, Glasern, Sporern zur Zunft zusammenschlossen, wissen wir nicht. Es geschah vermutlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Scherer trennten sich aber als Handwerk von den Malern und kauften an der obern Freiestraße das Haus zum goldenen Stern. Der Name wurde auf ihre Halbzunft übertragen. Politisch bildeten sie auch weiterhin mit den Malern eine einzige Korporation². Mit zunehmender wundärztlicher Tätigkeit verdrängte die Bezeichnung *Wundarzt*, *chirurgus*, die ältere Bezeichnung Scherer; jedenfalls nannten sich diejenigen, die ihr Wissen und ihre Kunst erweiterten, und nannte sie auch die Fakultät: Wundärzte, chirurgi. Der Zunftvorstand bildete das Collegium chirurgorum, zu dem der Stadtarzt beigezogen wurde. Unter seinem Vorsitz wurden die Examina abgehalten. Drei Jahre Lehrzeit und drei, später sechs Jahre Wanderschaft, mußten vorausgehen. In der Fremde sollte sich der angehende Wundarzt auf Universitäten nach Möglichkeit ausbilden. Als die Ansprüche an den Wundarzt sich steigerten, wurden die Examina verschärft³.

Denken wir nicht zu geringschätzig von diesen Wundärzten! Die Chirurgie unserer Tage baut sich auf den Errungenschaften der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf. Schmerzbetäubung, Antisepsis und später Asepsis bilden die Voraussetzung für die moderne chirurgische Technik. Die damaligen Scherer wußten nichts von Semmelweis oder Lister, von Koch, Billroth, Pasteur, Bergmann, Socin, nichts von Bakteriologie, obschon ein kluger Kopf wie Würtz nach Zusammenhängen forschte. Das Handwerk war vielseitig, konnte übrigens nicht streng von der Medizin abgegrenzt werden. Der Scherer ließ zur Ader, behandelte Frakturen und Hernien, chirurgische Tuberkulose, Geschwülste; er amputierte und trepanierte, war

² Vgl. Basler Jahrbuch 1937 und 1953.

³ Beispiele aus der schriftlichen Prüfung (Tentamen): Peter Steiner, Das Chirurgenwesen Basels im Anf. d. 19. Jhdts. Schweiz. med. Wochenschrift 68. Jg. 1938, Nr. 45.

Feldscher im Krieg, im Frieden Wundarzt, begutachtete Lepra und Franzosen, wachte über den Spital.

Der *studierte Arzt* lehnte die Chirurgie ab. Den Mönchsärzten wurde sie 1215 auf dem vierten lateranischen Konzil verboten: Abhorret Ecclesia a sanguine. So verhielt sich auch die Fakultät. Die Besprechung der ins Lateinische übertragenen Schriften der Alten, Galen, Avicenna usw., bildete fortdauernd die Grundlage des medizinischen Unterrichts.

Es war ein Irrtum, zu glauben, daß die anatomischen Beschreibungen der Hippokratiker auf systematischer Sektion menschlicher Leichen beruht hätten. Auch Galens anatomische Kenntnisse stützten sich nicht auf Befunde, die er am menschlichen Körper vorgenommen hätte. Er hat den Grundsatz aufgestellt, sich in der anatomischen Forschung nur von der eigenen Beobachtung leiten zu lassen. Diesen Grundsatz hat er nicht immer befolgt. «Er war nicht Anatom in unserm Sinne», schreibt Hintzsche. «Aber er gab das Beispiel begeisterter anatomischer Forschung.» Er war Praktiker – unwillkürlich denken wir an die zünftischen Wundärzte. «Er war im Abendland auf ein Jahrtausend hin der letzte Anatom.» Dafür kann Galen nicht verantwortlich gemacht werden, daß auf den Universitäten seine oder Avicennas Schriften die Unterlage boten für philologische Textauslegung, wobei sie nicht einmal in der Ursprache, sondern in korrumpten Uebersetzungen gelesen wurden. Seine wesentliche Forderung, nicht stehenzubleiben, vielmehr selbständig zu forschen, ging gegen seinen Willen dabei verloren.

Das Bestreben, in der Erkenntnis und im Praktischen vorwärtszukommen, finden wir, wie wir aus den Protokollen feststellen können, innerhalb der Zunft. Selbstverständlich mit den Einschränkungen, die durch den damaligen Stand des Wissens überhaupt bedingt waren. Wir können uns ein mildes Lächeln nicht versagen, wenn wir die unbekümmerten, mit etwas Bosheit gesalzenen Bemerkungen über Aerzte und Wundärzte lesen, mit denen Thomas Platter den Ehrgeiz seines Sohnes Felix in Montpellier kitzelt. Professor Pantaleon, als Doktor Gießfaß zubenamst, erhält in den Briefen des Vaters an den

Sohn keine gute Zensur. Auch die Scherer nicht. «Commendo chirurgiam», mahnt der Vater unermüdlich. Felix soll an menschlichen Körpern oder an Tieren Anatomie studieren, damit er einmal etwas von der Wundarznei verstehe, die von den Doctores, also den graduierten Aerzten, vernachlässigt werde. Er soll es auch besser machen als die Wundärzte: «By uns ist großer Mangel an chirurgis, sint schier all kind . . . wenn inen ein schwer handel für kumpt, so zittrend si wie ein naß kalb, kratzend heimlich im kopff, under ougen promittunt certam salutem.» – So verwunderlich war das nun doch auch wieder nicht. Denn über jedem schweren Eingriff drohte das Wundfieber. Die Schwierigkeit ergab sich aus der Unmöglichkeit, den menschlichen Körper zu zerlegen und zu studieren. Der Bann mußte zuerst einmal gebrochen werden, damit man nicht auf Tierleichen angewiesen war. Die Schule von Montpellier ging in der Ueberwindung der kirchlichen Vorurteile voran. Im Jahre 1315 wurde dort die erste Sektion vorgenommen. Paris folgte erst ein Jahrhundert später! Die Wundärzte waren also die einzigen, die schon im frühen Mittelalter auf Grund der Praxis mit dem Bau des menschlichen Körpers aus eigener Anschauung vertraut wurden. Sie konnten das Messer führen. Sie waren daran interessiert, daß regelmäßig Sektionen abgehalten würden. Ihre Unterstützung fanden sie weniger bei der Fakultät als bei denjenigen studierten Aerzten, die ihren Beruf ausübten und den Mangel an anatomischem Wissen erkannten.

In der Großen Matrikel, der Rektoratsmatrikel, in die sich die studiosi Universitatis Basiliensis einzutragen pflegten, wird als erster Professor der Heilkunde unterm Jahre 1460, dem Gründungsjahr der Universität, *Wernher Wölfflin* von Rotenburg am Neckar aufgeführt. Er begegnet uns als Stadtarzt, als Doctor, als «buchartzat». In einer Urkunde wird er aber «wolgelerter Meister» genannt. War er vielleicht doch ursprünglich Wundarzt und zunftgenössig?

Als Scherererknecht, nicht einmal als Meister, kam sein Nachfolger *Johann Romanus Wonecker* nach Basel. Wahrscheinlich holte er sich nachträglich den medizinischen Doktor auf der

Universität Erfurt. Infolge leidenschaftlicher Angriffe gegen die Anhänger der Reformation wurde er vom Rat abgesetzt. Der Tiroler *Oswald Bär* erhielt die Professur. Dieser betrieb eine Apotheke. Er stand also den Praktikern nahe. In der Zeit, da die Universität durch den Rat suspendiert war, im Januar 1531, vollzog Bär eine Anatomie, die erste, die uns für Basel bekannt ist. Er unternahm sie außerhalb der Universität, als Privatsache. Von einer weiteren Zergliederung hören wir durch den Tagebuchschreiber Diakon Johannes Gast: Ein aus Frankreich stammender Dieb wurde gehängt, nach drei Stunden vom Galgen losgeknüpft und von Oswald Bär in Gegenwart der Aerzte und Scherer, d. h. der Wundärzte, zergliedert, «anathomicatus fuit praesentibus medicis et tonsoribus, id est cheirurgis». «Scherer» (tonsor) war die Bezeichnung, die auch in der Kanzleisprache bis ins 19. Jahrhundert traditionell im Gebrauch stand, während, wie gerade das «id est» bei Gast erweist, die Bezeichnung «chirurgi» im Umgang die alte Benennung verdrängte.

Noch vor der Suspendierung der Universität während der Reformation kam *Paracelsus von Hohenheim* nach Basel. Er kurierte den Buchhändler Froben, trat in persönlichen Verkehr mit den beiden Amerbach und mit Erasmus. Der Magistrat ernannte ihn zum Stadtarzt. Paracelsus praktizierte und las im Collegium. Dadurch entstand der häßliche und erbitterte Konflikt mit der Fakultät. Er endigte mit der fluchtartigen Abreise des Hohenheimers. Aber seine ungewöhnliche Erscheinung und namentlich seine Schriften übten ihre Wirkung auf die Wundärzte aus. Denn Paracelsus widerstrebte dem rein theoretischen Studium. Er las im Buche der Natur. Wie Rousseaus «Zurück zur Natur», so wirkte die Aufforderung des eigenartigen Mannes, der Natur, der Erfahrung mehr zu trauen als den Büchern. Ob er die medizinischen Bücher wirklich ins Sankt-Johannes-Feuer warf, «auff daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luftt gang», ob das Legende oder Wahrheit ist – das ist belanglos. Vor die Studenten trat er ohne den Talar. Seinen Vortrag hielt er in deutscher Sprache. Er machte hier nicht Schule, aber Oporin, Humanist und Buchdrucker, die beiden Amer-

bach gehörten zu seinen Zuhörern und Freunden. Sein Geist rumorte, auch als er tot war, denn es war der Geist des Forschens, jenes Triebes, der alles Wissen direkt aus der Hand der Natur haben möchte.

Im Jahre 1543 erschien *Andreas Vesalius*. Rückschauend betrachten wir die Anatomie, die er hier ausführte, als einzigartiges Ereignis. Er war Professor in Padua; er erkannte, daß die Anatomie, auf die sich Galen stützte, Tieranatomie, namentlich Anatomie von Affen, war. Er selber studierte den menschlichen Körper. Er schrieb seine berühmte *Fabrica*: *De humani corporis fabrica*, zugleich einen Auszug, eine Epitome, zur Einführung in die Anatomie; diese letztere erschien sowohl in lateinischer Sprache als auch in deutscher Uebersetzung für den Wundarzt. In Venedig verpackte er Manuskript und Druckstöcke der Abbildungen, nahm Urlaub und kam nach Basel, nicht durch die Universität, sondern angelockt durch die Buchdrucker. Die Herstellung seines Werkes durch Johannes Oporin überwachte er persönlich. In dieser Zeit hielt er unter Assistenz des zünftischen Wundarztes, des Ratsherrn *Franz Jeckelmann*, seine berühmt gewordene Anatomie ab. Felix Platter, der damals siebenjährig war, später Jeckelmanns Schwiegersohn wurde, durfte dem berühmten Welschen die Hand geben. In der Selbstbiographie berichtet Felix Platter von dieser Begegnung, die für ihn zu einem unvergeßlichen, mitbestimmenden Ereignis wurde.

Jeckelmann begegnet uns als geschickter *Anatomicus*. Zwei Jahre nach Vesal wurde er von Johannes Löw zugezogen, dem frühern Ordensbruder von Beuggen, der sich mit einer Nonne verheiratet hatte, Pfarrer in Riehen war und sich «für einen artzat ausgab». Die Anatomie im Pfarrhaus dauerte acht Tage. Den Schabernack, den die Herren, zu denen auch der Vater Thomas, ebenso der Apotheker Gengenbach zählte, einem Bettler spielten, muß man in Platters Selbstbiographie nachlesen. — Jeckelmann war auch mitbeteiligt, als Felix Platter selbst während drei Tagen die erste öffentliche Zergliederung seit Vesal vornahm in der Elisabethenkirche vor Doktoren und Wundärzten. Denn daß die Scherer und Mediziner zuschauen könn-

ten, das war gewöhnlich die Bedingung, die der Rat an die Auslieferung einer Leiche knüpfte.

Vesals Anatomie in Basel war das Exempel zu seinem wissenschaftlichen Werk, zur *Fabrica*. In diesem Buch wurde zum erstenmal die Anatomie Galens als Tieranatomie gekennzeichnet. Vesal kannte die Schriften Galens sehr genau, war er doch beteiligt an der Gesamtausgabe Galens für den Venetianer Buchdrucker Lucas Antonius Junta. In der *Fabrica* stellte Vesal die Behauptung auf, daß sich Galens Beschreibungen wesentlich auf die Anatomie von Affen gründete. Die Ueberwindung des Galenismus war aber nur sinnvoll, wenn auch Vesal mit seinen Anatomien nicht zu einer Autorität erstarrte, sondern zum Bahnbrecher für selbständige Forschung wurde. Blieb der «Bucharzt» Ideal und Zielsetzung der Fakultät, oder wurde die Zergliederung des menschlichen Körpers und die autoptische wissenschaftliche Forschungsmethode, wie sie Vesal anstrebte und wie sie uns als Selbstverständlichkeit erscheint, der philologischen Methode vorgezogen? Es ging um die Kardinalfrage, die heute noch dieselbe ist. Der Berner Chirurg Theodor Kocher schrieb als junger Mediziner in sein Tagebuch, die Geschichte der Arzneikunst von Galen bis ins 16. Jahrhundert zeige so recht schlagend, wie unfruchtbar es sei, wenn man nur das wissenschaftlich Erreichte nachbete und auf Autorität hin alles annehme, statt sich bloß den Geist anzueignen und durch eigene Untersuchungen nach neuer Methode auf den Erfolgen der Vorgänger weiter aufzubauen.

Im vergangenen Herbst betrachtete ich eines Morgens in aller Behaglichkeit und mit steigender Aufmerksamkeit die Bücherreihen in der einst königlichen Bibliothek im British Museum, Folianten, einer schöner als der andere, Aristoteles und Avicenna mit der Basler Herkunftsbezeichnung und dem Jahr 1533, Archimedes, ebenfalls ein Basler Druck, mit der Jahrzahl 1544, daneben Venetianische Ausgaben Hippokratis Opera, hier ein Euklid, und dann – drei mächtige Wälzer in Pergament gebunden und auf dem Rücken mit schwarzer Tusche beschrieben: Galieni Opera. Am nächsten Tag stand ich plötzlich vor der *Fabrica humani corporis*; der Folioband in wunderbarem

Druck lag da vor mir aufgeschlagen ... Galen oder Vesal! Autorität oder freie Forschung, Ausblick zugleich auf die medizinisch-chirurgische Ausbildung der Heilkunde zur ursprünglichen Einheit.

Die Verbindung von Universität und zünftischer Wundarznei vollzog sich, soweit die ständische Ordnung dies damals ermöglichte, in der Person des *Felix Platter*. Wir richten einen Augenblick unser Auge auf den princeps suae aetatis medicorum, wie ihn die Grabtafel im Kreuzgang rühmt. Sein Name ist gleichbedeutend mit der Blüte der Fakultät, sein Tod gleichbedeutend mit ihrem Niedergang.

Durch seine Neigung zur Medizin, und zwar zur Anatomie, durch seine Herkunft, durch die Freundschaft zum Jeckelmannschen Hause, durch seine Ausbildung besaß er die Voraussetzungen, Vertrauensmann der Fakultät und Vertrauter der Zunft zu sein.

Seine Neigung zur Medizin erhielt Anregung im Hause des *Ratsherrn Jeckelmann*, des Scherers und Wundarztes, das in hohem Ansehen stand. Er liebte Madlen, dessen Tochter, bevor er nach Montpellier auszog, und er heiratete sie nach seiner Heimkehr, so arm er war. Er bewunderte den Franciscus tonsor, über den Thomas dem Sohne in die Fremde schrieb: Franciscus dixit sceleton hoc artificiose paratum, daß er, Franz Jeckelmann, «dem herren Vesalio geholfen, die anatomy, so im collegio steht» auszuführen und das Skeleton herzustellen. Die Knochen dieses ältesten anatomischen Präparates unserer Universität waren mit Drähten zusammengefügt unter Anwendung einer Methode, deren technische Grundlagen Vesal Topfflickern abgeguckt hatte. In den Gelenken war es unbeweglich und war Schaustück, nicht Gegenstand des Unterrichtes ⁴.

⁴ Immer noch maßgebend die Vesalbiographie von Moritz Roth, der in seinem Handexemplar Randbemerkungen angebracht hat. Vgl. zur Drucklegung der *Fabrica* den feinen Aufsatz von Friedr. Rudolf im Basler Jahrbuch 1943. Ferner E. Hintzsche in der Ciba Zeitschrift IX, 101. Ebda. sein Hinweis auf G. Wolf-Heideggers Ausführungen in den Verhdlgn. der Naturf. Ges. Ba. 1944. — «Das aufgesetzte Menschen-Beinwerck» durch Vesal «den namhaften Leibkündigen Artzt», notiert Wurstisen in d. Basl. Chron. II, 659.

Hinter dem Vater Thomas stand zweifellos der Practicus Jeckelmann, wenn jeweils der Sohn in väterlichen Briefen ermahnt wurde, an Tieren und Menschen Anatomie zu treiben: «Quid dicam de anatomia, quam multi vix semel unquam exercere viderunt.» So mochte Meister Franz jammern, daß es an Berufskollegen nicht fehle, die kaum ein einziges Mal einer Sektion beigewohnt hätten.

Die Kunst des Sezierens hat Felix nicht auf der Universität, sondern er hat sie im Umgang mit Franz Jeckelmann gelernt, und wenn er zeitlebens ein zuverlässiger Anhänger Vesals geblieben und der Anschauung und Beobachtung den Vorrang gegeben hat, dann vereinigte sich in dieser Treue zur Anatomie das persönliche Erlebnis seines Schwiegervaters mit der eigenen Schulung in Montpellier. Man spürt auch in seinen Schriften den Zug zum Praktischen, sowohl in seiner «Praxis medica», die er nach eigener Methode disponiert, als auch in seinen Krankengeschichten, in den «Observationes». Er setzte sich zum Ziel, keiner Autorität nachzubeten, sondern selber die Wahrheit nach Kräften zu erforschen und nur das, was er aus sichern Gründen und aus Erfahrung erkannt habe, zu behaupten; was aber unsicher sei, nicht noch mehr zu verdunkeln, wie es geschehe, wenn man sich schäme, die Unwissenheit zu bekennen. Die große Zahl von Leichenöffnungen, die er privat vorgenommen hat, stehen in engstem Zusammenhang mit diesem Streben nach Erkenntnis. Er wurde als Diagnostiker gerühmt. Er entwickelte diese Fähigkeit durch unermüdliches Studium des Körpers. Durch Leichenöffnungen forschte er den Ursachen der Krankheit nach. «Es liegt hier», so sagt Miescher, «die erste Spur der pathologischen Anatomie vor.»

Felix kannte gründlich die klassischen Autoren, aber sein Forschungstrieb war stärker als der Bücherglaube. Nach der Komödie seiner Promotion in Basel – sein Augurenlächeln liegt noch sichtbar zwischen den Blättern seiner Autobiographie –, feierte er Hochzeit. An diesem festlichen Tage nahm auch *Theodor Brand*, Meister Joder, teil, dieser humanistisch feingebildete Scherer, der einzige der Zunft zum goldenen Stern, dem die Bürgermeisterwürde zufiel. Er war in den drangvollen Jahren

der Reformationsbewegung und des Glaubenskrieges mit den Katholischen der hervorragende, in Basel geliebte und sogar bei den Innerörtischen populäre Staatsmann ⁵.

In rascher Folge wurde Felix Platter Stadtarzt und Archiater. Sechsmal war er Rektor der Hohen Schule. Als Archiater war er – im Gegensatz zu manchem Nachfolger – unbestritten der oberste der Aerzteschaft. Aus guten Händen übernahm er das Amt eines Stadtarztes. Sein Ausharren in den Pestepidemien ist bekannt. Der Universität und der Stadt gleichzeitig als Professor praxeos und Physicus, dann aber auch als Arzt zu dienen: dazu war er durch die Eigenschaften des Charakters, namentlich durch seine Einfachheit und Liebenswürdigkeit, berufen. Er besaß das Vertrauen der Zunft, dessen er zur Ausübung seiner Pflichten bedurfte. Ihm war das Xenodochion, die Elendenherberge, unterstellt, der Spital bei der Barfüßerkirche, das Siechenhaus an der Birs. Er führte Kontrolle über die Aussätzigen und Aussatzverdächtigen. Epidemien mußten bekämpft werden. Er wirkte in der Wundschau, er versah die Funktion des Gerichtsarztes in Kriminalfällen. Und in allen diesen Aufgaben ging es um ein Zusammenarbeiten mit der Zunft. Darin lag seine Stärke. Seine Kollegen in der Fakultät mochten ihm in der Wissenschaft überlegen sein. Seine einzigartige Stellung im Gemeinwesen wie an der Universität aber blieb unbestritten. Er war sich selber treu – seine Kranken besuchte er nie im goldverzierten Dokortalar –, und er verharnte, obschon sein Freund Bauhin eine Wendung vollzog, treu der anatomischen Forschung, die Vesal und Jeckelmann vor ihm aufgetan hatten.

Wiederholt hat er mit Danksagung ausgesprochen, was er dem Practicus Jeckelmann, dem Scherer, als Arzt zu verdanken hatte. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, Platter habe in Montpellier gelernt, die Kranken richtig anzufassen, ihre gebrochenen oder wunden Glieder richtig zu lagern, ihren Leib zu betten. Dazu hatte er in Montpellier schwerlich Gelegenheit

⁵ Holzach in den Basl. Biogr. II, 83 f. zu korrigieren: Brand war nicht zünftig zum Himmel, sondern zum gold. Stern. Als Ratsherr vertrat er beide Halbzünfte, Stern u. Himmel.

oder Lust. Nein, diese Handgriffe lernte er daheim, bei seinem Schwiegervater, am Krankenbett, oder er studierte die *Practica* der Wundarznei, die aus der Erfahrung für den Wundarzt geschrieben war. In der Bekämpfung von Pest und Syphilis stand er, wie im Kampf gegen die Lepra, Seite an Seite mit den Wundärzten. In der Anwendung von Aderlässen hielt er nicht hinter den Scherern zurück. Er legte Hand an bei Frakturen und Wundtaten. Auffällig ist, daß er, der doch Anatomien ausübte, selber nie das Messer zu einer Operation gebrauchte. Sogar für einfache Abszeßöffnungen zog er den Chirurgus, Vater oder Sohn Jeckelmann, zu. Er arbeitete gemeinsam, wo es von Vorzug für den Patienten war, mit dem Wundarzt.

Er blieb nicht der einzige unter den Aerzten, der sich die Vorteile der Fakultät wie diejenigen der Zunft aneignete. Aber keiner hinterläßt einen so starken Eindruck, daß er – bewußt oder unbewußt – der Entwicklung zur allumfassenden Heilkunde so sehr vorauseilte. Der Grabstein Platters im Kreuzgang nennt auch den Namen der *matrona lectissima* Magdalena Jeckelmann. Die Verbindung der beiden Namen gewinnt geradezu symbolische Bedeutung.

Felix Platter war der Stolz und Ruhm und der gute Geist der Fakultät. Sein Lebensbild ist neuerdings verständnisvoll durch den Historiker und Mediziner Hans Karcher gezeichnet worden.

Die Familienverbindung mit Jeckelmann wurde auch durch *Thomas*, den fast vierzig Jahre jüngern Bruder des berühmten Felix, gepflegt. Er heiratete Chrischona Jeckelmann⁶. «Mit ihm

⁶ Sein Sohn *Felix II.* (1605–1671), Stadtarzt (Poliater). Streit mit der Fakultät, weil er sich *Archiater* (soviel wie *Princeps medicus* oder *Princeps medicorum*) nannte. Die Bemerkung Burckhardts a. a. O. S. 175, er habe «zum Leidwesen der Scherer und Apotheker» die ärztliche Praxis betrieben, ist mir nicht verständlich. Sie widerspricht doch offensichtlich den Ausführungen über seine Geburtshilfe usw. Er ist der Stifter der von uns abgebildeten Scheibe, in der er gleicherweise die Mediziner Platter wie die Wundärzte Jeckelmann, geradezu ostentativ, ehrt. Man vergleiche auch die beiden Gestalten (Medizin und Chirurgie!) — Stammtafel der Platter (durch E. Major): Merz, Burgen des Sisgaus II, Stammt. 14; und (durch C. Roth) Basl. Zts. XVI.

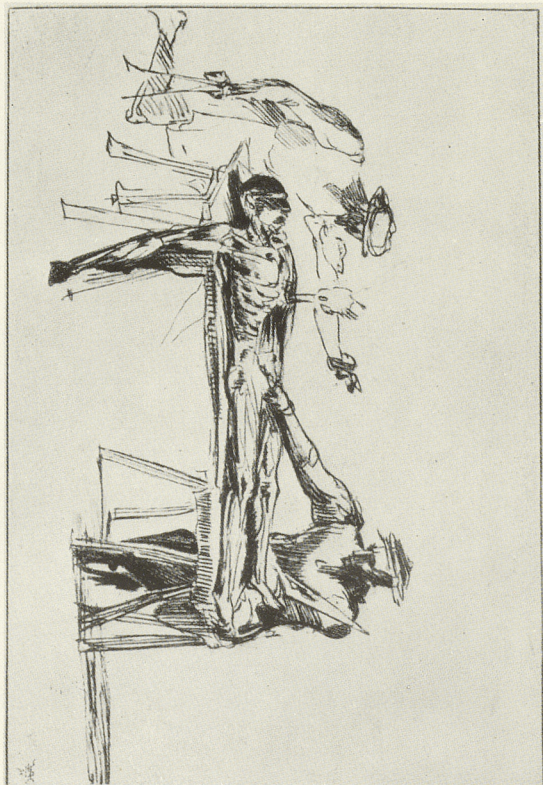
beginnt bereits der Niedergang der medizinischen Schule Basels.» Es waren nur einzelne Dozenten, die der Vesalschen Forderung gerecht wurden und selber oder unter Zuziehung eines Wundarztes eine Zergliederung vornahmen. Als die Regenz den jüngern Kollegen Platters an seine Pflicht mahnte, antwortete er mit der Frage, ob es etwa ein Vergnügen sei, im Leichengestank zu verweilen. Das klingt sehr verärgert, gerade als ob sich die Fakultät eine Zurechtweisung durch den Rat verbitte, während sie doch in ihrer Existenz und namentlich in der Leichenbeschaffung auf ihn angewiesen war. Hinter dem Rat standen die Scherer, die zur Ausbildung ihrer anatomischen Kenntnisse verlangten, daß Sektionen abgehalten würden. Von den fünfzig Anatomien, die Felix Platter nach seiner eigenen Aussage soll vorgenommen haben, waren die wenigsten der Oeffentlichkeit zugänglich. Es waren wohl die Scherer, die es durchsetzten, daß auf Verlangen des Rates die medizinische Fakultät beschloß (1571), daß künftighin die Anatomien für Studenten nicht mehr privat, sondern *publico id nomine*, also öffentlich sollten abgehalten werden.

Während Platter selber das Messer führen konnte, waren die Kollegen, von einigen löblichen Ausnahmen abgesehen, dessen nicht fähig. Im Sezieren zeigte sich nicht zuletzt der Vorsprung, den Platter durch die Verbindung mit dem zünftigen Scherer und Ratsherrn Jeckelmann gewonnen hatte. Ob schon Platters Freund, der sprachenkundige Theodor Zwinger, in Padua unter Vesals Nachfolger studiert und Anatomien beigewohnt hatte, hielt er in Basel nicht eine einzige Zergliederung. Anders Platters Kollege Caspar Bauhin, der, obwohl er zuerst den Lehrstuhl für griechische Sprache innehatte, öffentliche Zergliederungen vornahm, deren eine sich auf zwölf Tage erstreckte. Dabei dozierte er an Hand der Tafeln Vesals. Als Ordinarius setzte er die anatomischen Uebungen fort. Sein Eifer wurde gelähmt durch die eigene Praxis und nicht zuletzt durch den Mangel an Leichen. Es genügte nicht, daß alle paar Jahre ein Hingerichteter der Anatomie ausgeliefert wurde oder freundnachbarlich der Markgraf einen solchen Körper nach Basel fahren ließ. Schließlich gab der Rat seine Bewilligung,



Stifterscheibe von Felix II Platter

Depositum der Zunft zum Goldenen Stern im Historischen Museum



Anatomic. Federzeichnung von Bartolomeo Passarotti (1529-1592)
Universitätsammlung Oxford

daß die eine oder andere Leiche aus dem Spital, namentlich wenn es sich um einen Bruder von der Landstraße handelte, überlassen wurde. Der Rat öffnete auch die Hand, so daß im Untern Kollegium ein *Theatrum anatomicum*, ein Demonstrationssaal für den anatomischen Unterricht, konnte hergestellt werden.

Statt auf die Suche nach menschlichen Leichen auszugehen, nahm Bauhin seine Zuflucht zur Tieranatomie. Das geschah auch aus einer immer mehr sichtbaren Abwendung von Vesal. Er war schon in seinen Studien- und Wanderjahren unter dem Einfluß von Vesals Gegnern Anhänger des Galenismus geworden. Wenn er sich in Basel anfänglich mit der Vesalschen Anatomie vertrug, dann geschah das aus Rücksicht auf Platter. Für diesen war es schmerzlich, zu beobachten, wie Bauhin den Namen Vesals, den er in seinen ersten Schriften lobend erwähnt hatte, fallen ließ und schließlich sich eindeutig zu Hippokrates, Aristoteles und Galen bekannte. In Form von 130 Thesen besprach Bauhin in seinen *Praeludia anatomica* das Wesen der Anatomie und ihrer Autoren zur Verherrlichung Galens: Galen habe die Anatomie, die von Hippokrates sei erfunden worden, vollendet. Er wolle Galens Schüler sein und in seinem Sinne Anatomie lehren. Bauhins Demonstrationen erfolgten an Hand von Abbildungen, an verstorbenen Menschen wie auch an toten und lebenden Tieren. Das schlimmste, was Bauhin schreiben konnte, um Vesal verächtlich zu machen, war in diesem Zusammenhang die Behauptung, Vesal habe auch lebende Menschen seziert.

Die Wirkung der Angriffe gegen Vesal war verhängnisvoll, weil sich Bauhin (als Botaniker!) einen Namen gemacht hatte. Nun war er aus einem wirklichen oder scheinbaren Anhänger Vesals zu einem unselbständigen Schüler und Eiferer für Galen geworden. Er rückte die Tieranatomie an erste Stelle; charakteristisch ist das Titelbild: auf dem Seziertisch liegt (was auf frühern Stichen vor Vesal üblich war) ein Schwein. Rückkehr zur Tieranatomie! Und nicht zuletzt: Preisgabe des Vesalischen Prinzips, einzig die Beobachtung als Fundament der Medizin und Anatomie anzuerkennen.

Zu gleicher Zeit erlitten die wissenschaftlichen Fortschritte einen Rückschlag auf denjenigen Universitäten, die dem planmäßig vorrückenden Jesuitismus ausgeliefert waren. Die Zulässigkeit, menschliche Leichen zu zergliedern, wurde, wie in den ersten Zeiten der Universitäten, wieder eine Angelegenheit der Kirche. Man darf sich nicht wundern, wenn der bequeme Weg beschritten und Tierdemonstrationen bevorzugt wurden. Wenn nun auch vereinzelte Männer im Sinne Vesals Anatomie und Physiologie betrieben, so brachte doch erst die Mitte des 18. Jahrhunderts diejenigen Kräfte hervor, die den Prinzipien Vesals freie Bahn schufen. In Basel gingen die anatomischen Demonstrationen nach Platters Tod rapid zurück: Innerhalb von 35 Jahren hielt von Brunn zwei Anatomien ab, Johann Caspar Bauhin III innerhalb 56 Jahren sechs Anatomien (daneben mindestens acht Tierdemonstrationen), Johann Rudolf Burckhardt innerhalb von 23 Dozentenjahren eine einzige, Harder zehn bei einer Tätigkeit von 24 Jahren – wir könnten diese Liste fortsetzen; von den Ausnahmen soll noch die Rede sein. Diese Abnahme ging bis auf null. Innerhalb von 28 Jahren anatomischer und medizinischer Professur brachte es Jakob Roth nicht einmal auf eine einzige Anatomie. Auch von Stupanus wird keine Zergliederung überliefert, wohl aber, daß er seitenweise Hippokrates und Galen auswendig gewußt habe.

Auch wenn wir annehmen dürfen, daß die Zahlen nicht durchwegs zuverlässig sein könnten, kommen wir doch zu der Feststellung, daß die Fakultät aufhörte, eine Stätte fortschrittlicher medizinischer Ausbildung zu sein. Die Leidtragenden waren nicht nur die Medizinstudenten, sondern auch die angehenden Chirurgen, die Scherer und Barbieri – der Ausdruck Barbier verdrängte die Bezeichnung Scherer; er war neueren Datums und vornehmer. Den Wundärzten war diese Wendung zur Tieranatomie und zur philologischen Schulung der Mediziner nicht gleichgültig, auch wenn sie durch ihre tägliche Praxis und durch die Wanderjahre Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Kenntnisse besaßen. In den *Observationes*, einer Sammlung von Krankengeschichten, die im Todesjahr des großen Felix bei Waldkirch in Basel erschien und die Ergän-

zung zu seiner Praxis medica bildete, hat dieser unbefangene Beobachter seinerzeit ausdrücklich festgestellt: an tüchtigen Chirurgen war in Basel kein Mangel. – Als er dies schrieb und drucken ließ, mag ihm bewußt geworden sein, wie sehr er sich nicht nur in seiner Praxis, sondern in allen seinen gelehrten Werken von der gesuchten, theatralischen Gelehrtenweise entfernte und den Wundärzten gerade durch die Aufzeichnung der Krankengeschichten am nächsten stand.

*

Das von Platter verfaßte Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, die «Praxis medica», galt als hochbedeutendes Werk; noch hundertdreißig Jahre später konnte eine neue Auflage gewagt werden.

Das Handbuch eines Wundarztes, der zum goldenen Stern zünftig war, die «Practica der Wundarzney» von *Felix Würtz*, erschien in mindestens sieben feststellbaren Auflagen; sie wurde zudem ins Holländische, dreifach ins Französische, und ins Englische übersetzt. Nachdrucke wurden frevlerweise hergestellt in Wolfenbüttel, in Stettin, in Leipzig und in Breslau. Die Basler Universitätsbibliothek bewahrt neben Würtzschen Manuskripten drei Druckausgaben, die eine mit Randbemerkungen aus ihrer Zeit. Leider fehlt ihr die Erstausgabe von 1596. Das ist darum besonders bedauerlich, weil die Person des Verfassers umstritten ist und weil es sehr wichtig ist, die verschiedenen Ausgaben miteinander vergleichen zu können. Keine einzige schweizerische Bibliothek besitzt die Erstausgabe. Dagegen ist die Büchersammlung des British Museums im Besitz dieses gesuchten Erstdruckes; dazu nennt sie noch drei andere Basler Ausgaben ihr eigen, ferner eine holländische, eine französische und eine englische Uebersetzung. Man weiß nicht, soll man mehr staunen über die Verbreitung des Buches oder über den Eifer des Büchersammlers.

Das Exemplar der Churer Kantonsbibliothek, das ich in der Hand gehabt und mit den Exemplaren unserer Universitätsbibliothek verglichen habe, hat mit einigen andern seinesgleichen das gemein, daß – leider! – das Titelblatt fehlt. Es

weist dafür eine andere Eigentümlichkeit auf: der Buchbinder, der wahrscheinlich wie so viele seines Handwerks Bücher nicht nur gebunden, sondern gelesen hat – das Lesen war ihm vielleicht wichtiger als das Binden –, hat mit ausgezeichnetem Spürsinn die *Practica* des Felix Würtz mit einem Traktat von Paracelsus zusammengebunden!

Wer war nun der Verfasser dieser «*Practica der Wundartzney Felix Würtzen*»? Vater oder Sohn, die beide den Christenamen Felix bekommen haben?

Die irrige Annahme, daß die *Practica* nicht erst im Jahre 1596, sondern viel früher, nämlich in den Jahren 1563 und 1576, erschienen sei, hat eine heillose Verwirrung angerichtet. Unser Felix Würtz *der Sohn*, auf den alle Zeichen der Autorschaft führen, wäre in dem legendären Jahr 1563 zu jung gewesen, um als Verfasser des Buches zu gelten. Die *Practica* – das ist das Ergebnis der Nachforschungen und Ueberlegungen – ist *im Jahre 1596* von ihrem *Verfasser* noch persönlich und nach seinem Tod durch den Bruder Rudolf Würtz in Druck gegeben worden. Felix Würtz der Sohn war nachweisbar ein Basler ⁷.

Jedes Kind weiß, so schrieb seinerzeit der Homer-Kommentator Georg Wyß, daß sich sieben Städte stritten, die Heimat Homers zu sein – in Wirklichkeit waren es noch mehr als sieben. Drei Städte erheben Anspruch auf den Verfasser der *Practica*: Basel, Zürich, Straßburg. *Civis turicensis tonsor, civis argentinensis* oder Bürger zu Basel? Courvoisier gab 1880 seiner Habilitationsvorlesung die Ueberschrift: «Felix Wirtz, ein Basler Chirurg . . . ⁸» Zehn Jahre später, ebenfalls in einer Habilitationsvorlesung, erklärte der Zürcher Brunner, Wirtz sei irrtümlicherweise bisher allgemein in der Literatur als Basler bezeichnet worden. «Dieser originelle Kopf war ein Zürcher.» Er suchte das zu belegen mit urkundlichen Angaben, die aber nichts mit unserm Felix zu tun haben, sondern mit dessen Vater ⁹.

⁷ Schreibweise wechselt: Würtz, Wuerz, Wirtz.

⁸ Courvoisier im *Correspondenzbl. f. Schweizer Aerzte* 1880.

⁹ Conr. Brunner, *Die Zunft der Schärer etc.* Zür. 1891. Ders. im *Archiv f. klinische Chirurgie* Bd. XL, Heft 2, 1890.

Es ist eine Eigenschaft – und zweifellos eine liebenswürdige, der traditionellen Neutralität verwandte Eigenschaft – unserer Basler Wesensart, daß wir namentlich in der historischen Betrachtung allzu rasch bereit sind, auf unser eigenes, sachlich begründetes und klares Urteil und auf unsern eigenen, sehr ausgeprägten bon sens zugunsten einer nichtbaslerischen Anschauungsweise zu verzichten. Ein geradezu herausforderndes Exempel solcher Anpassung an ein Urteil, das von außen her an uns herangetragen wird, ist unser Verhältnis zu der Persönlichkeit des Basler Staatsmannes Peter Ochs. Wir lassen uns viel zuviel von Unberufenen dreinreden. Man vergleiche einmal als Gegensatz die Selbständigkeit, mit der sich die Waadtländer ihr persönliches Urteil über Laharpe bilden, oder die Unbekümmertheit, mit der die Zürcher Waldmann ein Denkmal errichten, oder dem bald zur Eidgenossenschaft, bald zu Oesterreich neigenden Bürgermeister Rudolf Brun Ehre erweisen. Wollte man den Zürchern oder den Waadtländern dreinreden, dann würden sie bestenfalls antworten, daß Böses und Gutes im Menschen sehr nahe beieinander wohnen und das Urteil über einen Menschen genau so verkehrt ist, wenn man nur das, was Unrecht war, wie wenn man nur das, was seine Vorzüge waren, gelten läßt. Ausgesprochen baslerische Art ist es auch, unter der fortwirkenden Kraft des Humanismus, in unserm Urteil nicht nur kritisch, sondern menschlich verständig zu sein und mit unserm Humanismus Ernst zu machen, indem wir den ganzen Menschen und sein ganzes Handeln in unsere Betrachtung stellen, nicht als weltfremde Richter, sondern als Männer, die etwas von der Menschennatur und dem Weltlauf verstehen. Es fehlt uns das Pathos, das sich aus irgendwelchen Gefühlen summarisch begeistert oder entrüstet. Wir sind anerkannt kritische Naturen, und zwar außerordentlich selbstkritisch, so daß wir eher bereit sind, Uebles über uns selber zu sagen, als uns in ein besseres Licht zu setzen, auch in unsern geschichtlichen Urteilen. Wir sollten uns aber auch dessen bewußt werden, daß wir gewachsen sind aus unserer eigenen geschichtlichen Vergangenheit, aus unserer geographischen Lage, aus Voraussetzungen, die niemand besser kennt als wir selbst,

und daß wir ein Einfühlungsvermögen in unsere Tradition besitzen, das neben der kritischen sachlichen Betrachtungsweise nur uns selber eigen ist und nicht gering darf eingeschätzt werden.

Aber mit diesem Exkurs allgemeiner Natur – der mir freilich wichtiger ist als ein historisches Detail – haben wir die Frage nach dem Autor der *Practica* aus dem Gesicht verloren. Wir kehren zu diesem Problem zurück.

Die Behauptung, Würtz sei ein «Zürcher», steht im Widerspruch zum Titelblatt des Buches selbst. Das Ergebnis Brunners schien aber unanfechtbar, so daß sich Albrecht Burckhardt in seiner Geschichte der medizinischen Fakultät beugte: «Felix Wirtz», so schrieb Burckhardt, «darf nicht mehr, wie man früher annahm, als ‚Basler Chirurg‘ bezeichnet werden.» Felix Würtz (wie sich der Vater schrieb) sei in Zürich geboren, sei später nach Straßburg gezogen, und was aus ihm geworden, sei unbekannt.

Damit übernahm Burckhardt die Angaben Brunners. Er fügte bei: «Es wäre möglich, daß er mit seinem Sohne Felix, ebenfalls Chirurg, ca. 1586 nach Basel übersiedelte.» Die Akten schienen geschlossen: Felix Würtz Vater, der Verfasser der *Practica*, Zürcher Bürger, nach Straßburg ausgewandert! Wohl-gemerkt: die Folgerung dieser Ueberlegungen gründete sich auf die – ungeprüfte! – Annahme, die *Practica* sei schon im Jahre 1563 im Druck erschienen.

Es ist das Verdienst von Hans Georg Wirz, in einem gründlichen, umfassenden Aufsatz in der Festschrift Karl Schwarber, diesen Irrtum aufgeklärt und aufgelöst zu haben durch die Feststellung, daß noch niemand eine Ausgabe der *Practica* mit dem Druckjahr 1563 oder 1576 mit eigenen Augen gesehen habe. Der Druck von 1596 sei die älteste Ausgabe der *Practica*. Folgerichtig ergab sich aus dieser Korrektur, daß Felix Würtz der Sohn sehr wohl der Verfasser sein konnte. Sozusagen als Nebenprodukt dieser Klarstellung ergab sich die Tatsache, daß die berühmte *Practica* nicht von einem Zürcher stammt, sondern von einem Basler. Wichtig scheint mir, daß nun Licht fällt auf den Felix Würtz Sohn, der zur Basler Zunft der Scherer, zum golde-

nen Stern, gehörte. Wir wissen jetzt, wo wir ihn einordnen müssen.

Hans Georg Wirz ließ sich von familiengeschichtlichen Forschungen leiten. Aber dann weckte das historische Problem seine ganze Aufmerksamkeit. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen ging er den leisesten Spuren nach. Es sind jetzt zehn Jahre vergangen, seit er mich veranlaßte, in unsern Zunftakten nach Würtz zu suchen. Wir werden darauf zurückkommen. In aller Offenheit muß ich bekennen, daß ich den Nachforschungen skeptisch gegenüberstand. Weder Brunner noch Burckhardt konnten mich überzeugen, daß Würtz Vater der Verfasser der *Practica* sei. Es bestand für mich der eigenartige Fall, daß ich – wie das einem Historiker zur Seltenheit begegnen kann – mich ablehnend verhielt, aber keine Gegenbeweise zur Hand hatte – außer dem einzigen, in meinen Augen freilich entscheidenden Einwurf, daß auf dem Titelblatt der *Practica* eindeutig, Schwarz auf Weiß, der Verfasser *als Wundarzt zu Basel* zu lesen ist. Es bestand also ein Widerspruch, der bisher nicht aufgelöst war. Auch der Bruder des Felix Würtz Sohn, Rudolph Würtz in Straßburg, bezeichnete ihn als Basler, als *civis Basiliensis*. – Hans Georg Wirz äußerte entschiedene Zweifel gegenüber der festverwurzelten Behauptung, daß schon vor 1596 eine Druckausgabe bestanden habe. Diese Zweifel teilte ich. Mein verstorbener Freund, der grundgescheite Dr. Rudolf, machte mich darauf aufmerksam, daß in der *Bibliotheca medica*, die 1590 in Basel gedruckt wurde, und die doch «alle großen und kleinen Sterne am Himmel der Medizin verzeichnete», sein Name noch nicht zu finden sei.

Hans Georg Wirz faßt seine Forschungsergebnisse dahin zusammen, die *Practica* sei «die Arbeit beider Verfasser». Dieses salomonische Urteil befriedigt nicht. Lokalpatriotismus beiseite – aber von solcher Zusammenarbeit sagt das Titelblatt nichts. Wir wiederholen: es nennt den Verfasser Felix Würtz einen Basler. Getauft wurde er freilich im Großmünster zu Zürich im Jahre 1551. Er war noch ein Knabe, als sein Vater nach Straßburg auswanderte. Er lernte, wie aus seinem Buche hervorgeht, die Wundarznei, kam auf seiner Wanderschaft

nach Bamberg und Würzburg, südwärts nach Padua, wo «der Fürst» der Anatomen gelehrt hatte. Er wohnte den Anatomien bei, die von Vesals Nachfolger und in Vesals Weise abgehalten wurden. Er reiste bis nach Rom. Er lernte Universitäten, gute und schlechte Chirurgi, lernte Länder und Menschen kennen. Er war befreundet mit Paracelsus, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben.

Am 19. Oktober 1586 erhielt er das Basler Bürgerrecht. Seit wann er der Zunft zum goldnen Stern angehörte, ist nicht feststellbar. Er wurde Sechser, und ließ sein Wappen ins Zunftbuch eintragen. Als Stubenmeister legte er in den Jahren 1590 bis 1593 die Jahrrechnung ab. Noch 1594 begegnet uns sein Name im Heizrodel. Dann entschwindet er unserm Blick.

Sein Buch ist geschrieben im Geiste Vesals, d. h. aus der Erfahrung eines Wundarztes, aus der autoptischen Betrachtung der Anatomie, aus der Freiheit und Selbständigkeit eigener, vorwärtsdrängender Forschung. Unwillkürlich denken wir an die Krankengeschichten, die *Observationes* von Felix Platter. Er eilte seiner Zeit, der Fakultät, um Jahrhunderte voraus. Er war ein klardenkender, kluger Lehrer den Chirurgen wie den Aerzten.

Der Titel des Buches ist sehr umständlich gefaßt. Ich beschränke mich auf das Wesentliche der Ausgabe von 1620: «*Practica der Wundartznei Felix Würtzen weyland des berühmten und wohlerfahrenen Wundartzts zu Basel . . . Jetzunder von newem übersehen und mit vieler Schäden Cur vermehret durch Rudolph Würtzen, Wundarzt zu Straßburg . . . Gedruckt zu Basel durch Sebastian Henrik-Petri.*» Ich wiederhole: des berühmten Wundarztes zu Basel! – «Ich bin nur ein gemeiner Scherer gewesen und gar nicht ein gelehrter und erfahrener Artzet», sagt der Verfasser von sich. Er schreibe, um die angehenden Schüler zu belehren.

Würtz behandelt die niedere und allgemeine Chirurgie mit reichlich eingeflochtenen Exempeln aus dem operativen Gebiet. Es war seine Absicht, auch die höhere Chirurgie zu beschreiben. Der Tod hat es nicht gewollt. Er war, wie schon Courvoisier feststellte, seit Hippokrates wohl der erste ärztliche

Schriftsteller, der erklärte: die Natur «ist ihren selbst der beste Arzt.» Der Wundarzt soll nichts anderes sein als ein Diener der Natur. «Der Mensch ist aus Erde genommen, und gemacht, darumb man wohl sagen kann, er habe der Erden Natur und Eigenschaften an sich. Wie nun die Erden ein Mutter ist aller Früchten, darneben auch viel Mißgewechse herfürbringet: also hats auch ein Gestalt und Rechnung mit dem Menschen, welcher nit unbillich die kleine Welt von den Alten genennet worden.» Nicht weil er Galen mißachte, gehe er über ihn hinweg, sondern weil, wie Galen zu seiner Zeit, man wieder Besseres forschen müsse und erfahren könne. Er schätzte Paracelsus, aber er band sich nicht an ihn. Das Wissen des Wundarztes müsse aufgebaut sein – und hier zeigt er den Einfluß Vesals – auf der Anatomie, und zwar nicht auf der Anatomie von Tieren, sondern auf derjenigen des Menschen. Man finde unter den Deutschen gar selten einen unter vielen, dem des Menschen innerliche Gestalt bekannt wäre, oder der auch nur einer Zergliederung eines Menschen beigewohnt habe.

So kühn er als Schneidearzt ist, z. B. in der Eröffnung von Eiterungen, so zurückhaltend ist er in der geradezu mißbräuchlich oft angewendeten Trepanation, konservierend vor allem, wenn es sich um Glieder handelt. Er verwirft das rasche Amputieren, er bekämpft die infizierende Behandlung von Schußwunden, das unüberlegte Aderlassen, die Beunruhigung von Wunden durch das allzeit beliebte «Sucherlin». Wir müssen uns mit diesen Andeutungen begnügen. Das Verdienst des Wundarztes Würtz liegt nicht zuletzt darin, daß er sich gegen alles Verhockte, gegen Bequemlichkeit und Routine wendet, mit Beispiel und Gegenbeispiel den Leser aufklärt und eine ernsthafte, gründliche Ausbildung verlangt. Man dürfe es mit den Examina nicht leicht nehmen, solle sie im Gegenteil strenger ausüben, müssen doch auch die Schneider ihr Meisterstück vorlegen, und da gehe es nur um einen Flecken Tuch, in der Wundarznei aber nicht um Hosen und Wams, sondern um das, was drinnen steckt, nämlich um des Menschen Leib und Leben. – Es ist ein gutes Zeichen, daß die Practica ausgezeichneten Absatz fand und weithin verbreitet, diskutiert, getadelt, gelobt,

benützt, abgeschrieben, nachgedruckt wurde. Die Franzosen stellten Würtz auf *eine* Stufe mit ihrem berühmten Ambroise Paré.

*

Die angehenden Wundärzte waren alles andere als Stubenhocker. Das zünftische Obligatorium von sechs Wanderjahren gab den Wundärzten weiteren Horizont als wir uns gerne vorstellen. Geradezu ein Weltreisender war *Samuel Brun* oder *Braun*. Auf dem Titelblatt seiner «Schiffahrten» bezeichnete er sich ausdrücklich als Wundarzet und Bürger zu Basel. Er ist der älteste Basler, von dem wir Kunde haben, daß er sich in die fernen Länder gewagt und Beobachtungen aufgezeichnet hatte. Sein Biograph Henning nannte ihn «den ersten deutschen wissenschaftlichen Afrikareisenden». Er hätte sagen sollen – so korrigierte Dr. Fritz Sarasin diese gewalttätige deutsche Besitzergreifung –, er hätte sagen müssen: der «erste Afrikareisende deutscher Zunge»¹⁰. Denn Brun war einwandfreier Basler. Die Familie stammte aus Gebweiler. Die Braun gehörten als Wollweber auf die Zunft zu Webern. Aber Samuel, der wahrscheinlich 1590 geboren wurde – die Angaben im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz sind handgreiflich falsch –, unser Samuel wurde Scherer. Das blieb so durch Generationen hindurch, bis diese Linie ausstarb. Die Linie der Wollweber gedieh fröhlich weiter.

Unser Samuel begab sich 1607 auf die Wanderschaft. Sie führte ihn nach vier Jahren auf Umwegen bis nach Amsterdam. Was er da von Indien- und Afrikafahrern hörte, lockte in die Ferne. Und nun löste im Zeitraum von zehn Jahren eine Reise die andere ab. Er führte ein Journal. Darauf gründet sich sein einzigartiges, oft hinreißend spannendes Büchlein, das 1624 in

¹⁰ Präsidialrede von Dr. Fritz Sarasin zur Eröffnung der 108. Jahresvers. der Schweiz. Naturforsch. Ges. 1927. Abgedruckt zuerst im Sonntagsbl. d. «Basl. Nachr.», dann in den «Verhandl. d. Schweiz. Naturf. Ges.» 1927. — Der ominöse, von Sarasin beanstandete Titel: in den «Verhandl. der Naturf. Ges. in Basel» 1901! — Theodor Billroth legte in ähnlicher Weise Beschlag auf Braun: «ein echt deutsches Originalgenie.»

Basel gedruckt wurde. Ich werde mich hüten, hier mehr als das absolut Notwendige mitzuteilen, denn wir haben «Moses und die Propheten», will sagen eine von Eduard Sieber besorgte reizende Faksimileausgabe, so daß jeder sich das Vergnügen eigener Lektüre verschaffen kann. Braun war Ethnograph und Wundarzt in einer Person, und er wurde zum Pionier der ethnologischen Forschung. Er war der erste, der die vorher nie besuchte Loangoküste erforschte. Auf dem «Meermann» fuhr er als Schiffsarzt nach Afrika. Nach zweiundzwanzig Monaten kehrte er zurück, ließ sich aber mit seiner Chirurgenkiste sofort wieder anwerben, vom selben Kapitän, aber auf dem «Weissen Hund» nach Oberguinea. Ueber zwei Jahre war er unterwegs, er teilte die Gefahren im Kampf mit den Spaniern, die damals ihre koloniale Machtstellung gegen Holland und England verteidigten. Darauf segelte er mit dem «Oranienbaum» ins Mittelmeer. Nachdem «die Ratten, so in unserm Schiff wie junge Katzen waren», uns verlassen, erlitten wir Schiffbruch. Er rettete sich an die spanische Küste und, bevor er wieder erstarkt war, nahm er zum viertenmal Handgeld, diesmal auf dem «Gulden Falk». Es war üble Fahrt. Die Piraten verfolgten den holländischen Segler. Da Braun noch krank war, fürchtete er, daß er, als untauglich für den Sklavenmarkt, ins Meer geworfen würde. Fleißig rief er Gott an, und ein günstiger Wind brachte Rettung. Darauf trat er in den Dienst der «Herren Staden», die an dem Gold- und Elfenbeinhandel ihren Anteil haben wollten. Sein Schiff «Golderland» war von zwei andern Schiffen begleitet, denn es führte Soldaten mit sich, um die Besatzung des holländischen Forts Nassau abzulösen. Braun fand dort den Rest der alten Besatzung krank am Guineawurm. Am liebsten wäre er, wie der holländische Prediger an Bord, wieder umgekehrt. Aber der Feldscher der Festung und sein Junge waren krank auf den Tod, und von den eigenen Leuten starben innerhalb drei Wochen bei zwanzig Mann. Auch er selber wurde von den «giftigen würm», die er «eine sonderbare Straffe Gottes» nennt, nicht verschont. Auf seiner fünften Reise, auf dem «Schwarzen Stier», hatte die Besatzung gegen Sturm und Piraten zu kämpfen. Nun kehrte er in die Heimat zurück. Er

wohnte jahrelang in Liestal. Sein Bürgerrecht wurde ihm aufbehalten. Dann kaufte er in der Stadt das Haus zum Fälklein. Im Jahre 1636 wurde er Sechser, dann Seckelmeister und schließlich Meister der Zunft zum goldenen Stern, also auch der Gesamtzunft. Sein Wappen ist in unserm Buch eingetragen. Er war Spitalchirurgus und Hebammenherr.

Braun ist der erste Basler *Tropenarzt*. Man kann seine Erzählung vom Fort Nassau nicht lesen, ohne an den Urwaldarzt zu denken. Er schrieb keine Heilkunde, keine Practica, war nicht Gelehrter, verfaßte kein Handbuch. Er wirkte in der Gegenwart. Vesal ohne die Fabrica wäre nicht Vesal. Wäre Albert Schweitzer in seiner Opferbereitschaft weniger groß ohne seine Bücher?

*

In seltsamem Mißverhältnis zu der Unternehmungslust dieser Wundärzte verharren die meisten Nachfolger Platters auf dem Lehrstuhl der Anatomie, und obschon bereits der Ruf nach Aufnahme der Chirurgie als medizinisches Fach von außen her laut wurde, in den galenischen, philologischen Bahnen. Leichenöffnung, sagt einmal de Quervain, war Gradmesser medizinischen Fortschrittes. In Basel wurde sie seltener; geringer darum auch die Zahl der Studenten. An einer solchen Demonstration durch Lachenal begegnet uns ein einziger Studiosus. Der Dozent war je länger je mehr auf die Teilnahme der Wundärzte oder der Schererknechte, d. h. der Barbiergesellen, wie sie im 18. Jahrhundert genannt wurden, angewiesen. Was sollen wir überdies von der Ausbildungszeit der Mediziner denken? Sie stand jedenfalls in keinem Verhältnis zu den sechs Wanderjahren der Wundärzte. Ein Beispiel: der Sohn des Basler Stadtschreibers Harder erwarb im Alter von neunzehn Jahren – nicht etwa wie unsere Schüler die Maturität, sondern das Doktorat! Zwei Jahre später erhielt er eine Professur an der Artistenfakultät. Erheblich später freilich wurde er Professor der Anatomie, weil ihm Eglinger zuvorkam, der mit einer Tochter des mächtigen Oberstzunftmeisters Christoph Burckhardt-Schönauer ver-

heiratet war. Die Regenz war – wie Wilhelm Vischer ironisch bemerkt – zu einem Familientag geworden ¹¹.

Nicht zur Clique gehörte *Johann Heinrich Glaser*. Unter ihm erlebte der anatomische Unterricht eine, leider nur kurze, Blüte. Er starb viel zu früh: im Jahre 1675. Er hatte unter anderem in Heidelberg und in Paris studiert. Unter den öffentlichen Zergliederungen, die er vornahm, erregte diejenige von 1674 Aufsehen. Er demonstrierte chirurgische Operationen, d. h. er ließ sie, nachdem er zuerst selber das Messer geführt hatte, durch einen Wundarzt vornehmen. Glaser hielt seinen Vortrag. Der Chirurgus «... detecto capite, tanquam artis magister», also barhaupt, wie übrigens auch Vesal sich darstellen ließ, war ihm behilflich. Dieser Prosektor war der Wundarzt *Doktor Johannes Fatio*. Wer hätte damals gedacht, daß sein eigener Körper, daß sein prächtiges, durch die großen, unruhigen Augen belebtes, von Locken umkränzttes Haupt einmal vom Henker getrennt, von seinen Feinden geschändet, der Niederträchtigkeit ausgeliefert werde! Volksgunst trug ihn in schwindelnde Höhe, und sie ließ ihn fallen in die tiefste Tiefe.

Die Fatio stammten aus dem Eschental, wanderten um ihres evangelischen Glaubens willen aus in das bündnerische Veltin, entgingen 1620 mit knapper Not dem sacro macello; der Vater unseres Johannes wurde Basler Bürger. Er heiratete Christine Henric Petri, die Tochter des angesehenen Juristen. Johannes wurde Wundarzt. Unterm 6. Juli 1672 verzeichnet der Zunftschriftreiber in seinem dem Baseldeutschen nicht ganz fremden, hochdeutsch gefaßten Idiom, daß vor Ratsherr, Meister und Sechs zum goldenen Stern Herr Johann Faty erschienen sei mit dem Wunsche, sich als Chirurgus oder Wundarzt wie bräuchlich examinieren zu lassen. Er wurde «von Meinen Herren vohr ein Meuster erkandt», zugleich empfing er die Ehrenzunft.

In dem einzigen Werk, das Fatio geschrieben und das erst ein halbes Jahrhundert nach seinem tragischen Ende anonym herausgegeben worden ist, in der «Helvetisch-Vernünftigen Wehemutter» zitiert er den berühmten Pariser Wundarzt Fran-

¹¹ Basler Neujahrsblatt 1911.

çois Mauriceau. Dessen Werk «Des maladies des femmes grosses et accouchées» erlebte eine Auflage nach der andern. Geburtshilfe war damals in Basel den Hebammen überlassen – die Auslieferung eines weiblichen Körpers zur Sektion wurde einmal damit begründet, daß den geschworenen Weibern und den Hebammen sonderlichen eine inspection hoch von nöten sei. Daß Fatio als Geburtshelfer Hand anlegte, erregte bei den Doctores namentliches Mißfallen. Fatio wurde zu einem der ersten Geburtshelfer außerhalb Frankreichs. In der Auffassung gewisser embryologischer Problemewar er durchaus selbständig. Fatio doktorierte an der Universität Valence¹²; er verpaßte dadurch den Anschluß an unsere medizinische Fakultät, die darauf hielt, daß man in Basel promoviere. Sein Begehren, als Aggregatus aufgenommen zu werden, wurde von ihr abgelehnt. Man habe seit hundert Jahren keine Basler aufgenommen, die auswärts doktoriert haben, oder man habe schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht. Ueber eine seiner Heilkuren urteilte die Fakultät, *Agyrtarum propium esse hunc Fatij medendi modum*. Sie behandelte ihn also einfach als Kurpfuscher, während fast alle damaligen Aerzte, auch die Professoren, ihn in heiklen Fällen zu Rate zogen. Zwei Jahre vor seinem unglückseligen Ende konsultierte ihn der Wundarzt Samuel Braun. Zwei zusammengewachsene Kinder weiblichen Geschlechtes waren am Tag vorher geboren worden. Fatio trennte nach vorausgegangener neuntägiger Prozedur in Gegenwart der regierenden Häupter der Stadt, Socin und Christoph Burckhardt, und der Aerzte mit einem gekrümmten Messerlein die beiden Körper, die von dem knorpelichten Ende der Brust bis gegen die Nabel zusammengewachsen waren. Nach zehn Tagen waren sie durch den gnädigen und sonderbaren Segen Gottes völlig geheilt. Bis

¹² «obscure Universität von Valence», schreibt Albr. Burckhardt S. 216. Damit ist V. zu recht od. unrecht abgestempelt. Wörtlich genau in der Diss. von Julius Gerster, Joh. Fatio, 1917; ebenso wörtlich übernommen von Kolb S. 57. Mit größerer Zurückhaltung urteilt Heinr. Bueß in d. Ciba Zts. IX, 97, 3471. — Fatio hält mit seinen Fähigkeiten und Leistungen den Vergleich mit seinen Zeitgenossen ohne weiteres aus!

heute ist diese Operation die einzige ihrer Art geblieben, die mit glücklichem Erfolg für beide Individualitäten ausgeführt wurde. Ironie des Schicksals, daß der Verlauf dieser Operation von einem Dozenten publiziert und infolgedessen diesem zugeschrieben wurde. Erst nach Erscheinen der «Wehemutter» setzte sich die Wahrheit durch ¹³.

Fatio war kein Kurpfuscher. Albrecht Burckhardt urteilt sehr verständig über ihn: «Er hätte der Fakultät gut angestanden und hätte die Chirurgie als neues Fach einführen und vertreten können.»

Durch seinen Vetter Henric Petri wurde er in die bürgerliche Revolution hineingezogen. Das einundneunziger Wesen bildet das traurigste Kapitel unserer Geschichte, ja das einzige, das schlechtweg nur häßlich und niederträchtig ist. Der Ausgang ist bekannt. Die mit Recht Angeklagten wurden zu Klägern und Richtern. Auf dem Blutgerüste, das auf dem Kornmarkt aufgeschlagen war, wurde dem Weißgerber Johann Jakob Müller, den beiden Wundärzten Dr. Fatio und Chirurgus Conrad Mosis, seinem Schwager, das Haupt abgeschlagen.

Die rachsüchtigen Sieger erwirkten, daß Fatios Kopf, nachdem sie ihn mißhandelt und entstellt hatten, auf einer eisernen Stange über dem Lällekönig des Rheintors aufgesteckt wurde. Dort verblieb er mehr als ein halbes Jahrhundert. Das Basler Manuskript jener Wirren, das auf der Universitätsbibliothek verwahrt wird, rühmt seine ärztliche Kunst; sein Vornehmen sei gewesen, hier oder anderswo ein großer Herr zu werden. Er sei ein erfahrener Medicus chirurgiae gewesen, deswegen ihm viel Weiber und vornehme Herren dies Lob nachgesagt, es sei schad, daß man einen solchen Mann getötet. Man sollte vielmehr dergleichen Leute in die Stadt mit Geld erkaufen.

So verschiedenartig die Umstände scheinen: vor das Bild Fatios stellen sich, je mehr man sein Leben und das Porträt betrachtet, vors Auge die Züge seines Zeitgenossen, des rätsel-

¹³ «Fall König», obwohl Eman. K. nicht einmal dem Consilium beihobnte, «dum de modo separationis deliberabatur». Gerster S. 40. — «Ein Kupfer wurde darüber gestochen.» Ochs, Basl. Gesch. VII, 362.

haften Jenatsch mit den starken Gegensätzen und Mischungen eines merkwürdigen Charakters.

*

Wir brechen ab. Als die Universität im Jahre 1760 ihre Säkularfeier beging, bot sie, wie Vischer sich ausdrückt, das Bild einer gealterten Gesellschaft. Jedenfalls war es mit der medizinischen Fakultät so weit, daß die Basler Söhne ihre Ausbildung auf fremden Universitäten suchen mußten. Ich beschränke mich auf eine einzige, aber eindruckliche Tatsache. Als die Fakultät die Anschaffung eines Knochenmannes (wie er zum unumstößlichen Inventar der Zunft gehörte und vorhanden war) für ihren Unterricht für nötig hielt, bestellte sie ein *skeleton et ossa capitis disjuncta* von der Straßburger Universität. Es gab keinen Basler Anatomen, der ein Skelett präparieren konnte. Eine Welt lag zwischen der Fakultät und Vesals Anatomie. Eine Welt zwischen der Fakultät und Platter samt dem geschickten und erfahrenen Wundarzt Jeckelmann.

Zuzug von Studenten blieb aus. Dafür waren die Barbiergesellen jetzt gern gesehen. Lachenal war auf sie angewiesen, wenn er die vom Rat energisch geforderte jährliche Anatomie ausführte. Es vollzog sich ein Einbruch der Zunft in die Fakultät. Die Tradition wurde durch diejenigen, die mit der Zeit gehen wollten, durchbrochen. Der Rat stellte gebieterisch der Fakultät die Frage, ob es nicht möglich sei, Chirurgie und Wundarznei zu dozieren. *Johann Rudolf Staehelin* hielt seine Vorlesungen für die Studiosi lateinisch, für die Barbierergesellen deutsch. *Achilles Mieg*, der letzte, der in seiner Person Universität und Zunft vereinigte – er war Sohn eines Wundarztes –, verlangte praktische Ausweitung des Unterrichts, Geburtshilfe, Behandlung venerischer Krankheiten, regelmäßige Spitaldemonstrationen. Für ihn gab es keine Dissonanz Galen-Vesal. Aber er kam zu spät. Die Fakultät losch aus im Jahre 1800. Es war niemand mehr da: die drei Professoren waren rasch hintereinander gestorben, Studenten gab es keine mehr.

Im neunzehnten Jahrhundert mußte neu aufgebaut werden. Es waren zunächst und fast ausschließlich die künftigen *Wund-*

ärzte, die den Unterricht besuchten. Sie promovierten regelrecht als *Doctores*. Sozusagen zwangsläufig wurde die Doppelspur Zunft und Fakultät überwunden. Chirurgie wurde Unterrichtsfach.

Der politische Flüchtling, der geniale, selbstbewußte, energische *Carl Gustav Jung*, der zum Erneuerer des medizinischen Unterrichtes wurde, nannte sich ausdrücklich Doctor Med. et Chir. Aber auch dieser Doppeltitel und sein Inhalt mußte überwunden werden. 1822 nannte er sich Professor der Anatomie, Chirurgie und Entbindungskunst, später auch Professor der innern Medizin. Was getrennt war, fand seine naturgemäße Verbindung. Hergestellt wurde wieder die Einheit der medizinischen Wissenschaft.
